Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 19

Artikel: Eynars Töchter [Fortsetzung]

Autor: Speck, Georg

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637275

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 19
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
9. Mai
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Die Kirsche blühte . . .

Von William Wolfensberger.

Die Kirsche blühte auf im Höhn,
Sie holte nachts ihr Feierkleid
Und hängt es um, daß stolz und schön
Ihr Blust in Land und Herzen mait.

Die Birne schaute scheel und kühl
Zur festbetörten Nachbarin,
Da steigt auch ihr schon heiß und schwül
Der Mai, der Mai durch Haupt und Sinn.

Es schwirrt die Meise und der Fink,
Der Spatz schwatzt wichtig neben drein,
Es ist ein gar gewaltig Ding,
Der Frühling will geschaffen sein!

Der Apfelbaum stand so vergrämt
Und knorrte kahl nach altem Brauch,
Zuletzt murrt er zwar halb verschämt:
Wenn alles mait, so mai ich auch!

Und schämig blüht auch er nun still,
Ob noch so alt — es liegt am Mai!
Der Brombeerbusch, der nichts mehr will,
Als dornig sein, grünt auf dabei.

Ob hundert Mal durchs Städtlein träumt
Ein alter Traum in Hof und Haus,
Selbst an der Pfarrhausmauer keimt
Ein üppig Unkräutlein heraus.

Aus: „Lieder aus einer kleinen Stadt".

Eynars Töchter.

Roman von Georg Speck. 19

Sie gingen nach dem hellerleuchteten Kai, wo sie schon Kapri mit seinem Freunde trafen, einem eleganten, höflichen Mann, mit einem Bulldoggesicht und einem hohen Stehkragen, dessen Spitzen ihn in das Kinn stachen. Das Boot war neu, mit einer großen Kajüte aus Mahagoniholz und mit roten Plüschpolstern, wie man bei dem hellen Licht der elektrischen Lampen vom Kaisteig aus sehen konnte.

„Schramm", sagte der Fremde, welchen seine Stehkragenspitzen augenscheinlich veranlaßten, den Kopf hoch und steif zu tragen. Er verbeugte sich: „Mein Name ist Schramm. Es freut mich, wenn ich den Herrschaften dienen kann."

Der Kai bog hier mit einem Horn in den See hinein. Schramm und Kapri sprangen in das Boot, reichten den anderen die Hände zum Einsteigen und munterten sie auf dazu. Nachher ließ der Besitzer den Motor an, wahrscheinlich versuchsweise. Die Schraube quirlte alsbald mit einem brodelnden Geräusch das Wasser auf, daß das Schiff eine kurze Strecke dahinschoß wie ein losgelassenes Pferd.

„Ganz ungefährlich", versicherte Herr Schramm, als er die verdutzten Gesichter der Gäste sah, welche bei der unvorhergesehenen Attacke auf ihre Standhaftigkeit seekrank herumtaumelten. Sie lachten, nahmen auf den Bänken Platz und suchten, während sie prüfend herumschauten, zu einem Entschlusse zu kommen. Von der Stadt herüber drang der Lärm des Lebens, das unter dem weißen Licht der Bogen-Lampen, die wie künstliche Sonnen hoch in der Luft hingen, von einem Menschenstrom am Ufer entlang getragen wurde. Irgendwo spielte eine Streichkapelle zärtliche Weisen. Auf der anderen Seite weitete sich das Wasser ins Uferlose. Die dunkelblaue Nacht war voller Sterne. Ein paar schienen herabgefallen zu sein und blinkten nun als weiße und rote Lichter weit drüben, am jenseitigen Rande des Sees. Dort war Weia, Heimat und Ruhe, Friede und Schlaf. Alle diese Dinge waren wohl dazu angetan, die Fahrt ins Dunkel zu wagen, wie Leo Butti entschied. Der Doktor fand das Bild wunderschön, während Frau Agnes bereits mit einem befriedigten Seufzer in einer Polsterecke lehnte. Florentine sagte: „Der See ist so dunkel und tief." Das gab Friedrich einen erwünschten Anlaß, seine Mannhaftigkeit zu zeigen und seine junge Frau an sich zu drücken, da er sie in Angst wähnte. Aber sie hatte es eigentlich nur zu sich selbst gesagt. „Tief?" meinte Kapri. „Etwas an die dreihundert Meter." Und Herr Schramm fügte hinzu: „Dunkel? Macht sich. Da können wir tun dafür." Er schaltete dabei das Licht ein, ein rotes und ein grünes, und vorn blitzte plötzlich ein großer Reflektor auf, daß ein mächtiger Lichtkegel entstand, der eine weite, weiße, silberne Brücke über das Wasser legte. Es war die reine venezianische Nacht. Alsbald fiel eine dichte Wolke von Mücken und Nachtschmetterlingen töricht und betrunken in die Lichtstraße. Dazwischen klang, bald hoch, bald tief, ein patschendes Geräusch, das sich anhörte, als werfe jemand Steine, die mit einem „Pfnolch" ins Wasser fielen. „Die Fische springen", erklärte Kapri.

„Nun?" fragte Schramm. Alle waren dafür, daß man

das schöne Nachtstück ausführe. „Und die Pferde?" mahnte der Doktor.

Kapri gab Bescheid: „Schon alles besorgt. Ich fand die Kutscher in anständiger Verfassung in der Gesindestube. Sie haben, statt spazierenzugehen oder sich zu betrinken, klugerweise geschlafen. Jetzt spannen sie ein und fahren, wenn nicht anders gewünscht, in aller Gemütlichkeit nach Hause."

„Ausgezeichnet", lobte Butti. „Also los!"

Der Motor setzte alsbald mit einem geschäftigen Tacktacktacktack ein und man fuhr, wie in der bequemsten Kutsche und auf dem besten Wege der Welt, den fernen Lichtern zu. Allmählich versank der Lärm der Stadt und das betörende Licht wurde etwas Fernes und Vergangenes, indessen das trauliche Licht der anderen Seite heranzuschwimmen schien. Alle Welt war zufrieden. Die drei Töchter saßen eng zusammengeschmiegt, hielten ihre Arme über Bord, badeten die Hände in den kleinen eiligen Wellen und sangen dabei ein Lied.

So gelangte man an das andere Ufer, ehe man es sich recht versah. Alle waren befriedigt und sogar der alte Butti sagte, es sei recht hübsch gewesen. Der Schiffsmann hörte den Dank höflich an, schlug jedoch jede Einladung aus, grüßte, schüttelte Kapri die Hand und fuhr davon wie ein moderner fliegender Holländer.

Die Zurückgebliebenen schauten ihm eine Weile nach. Butti meinte: „Ein brauchbarer Mann, dieser Schramm. Wer ist er? Was treibt er?"

„Ein reicher Privatmann", sagte Kapri und zählte ein paar Unternehmungen auf, bei welchen jener als stiller Teilnehmer galt. Worauf Butti achtungsvoll grunzte.

Sie gingen darauf über den langen Damm, der durch die Schilffelder ans feste Land führte. Rings war ein nächtliches Regen, Flattern und Zirpen und spukhaftes Treiben.

Nachher stieg man geruhsam durch die Lindigkeit und nächtliche Stille zur Stadt empor, die längst zu schlafen schien. Ein paar Laternen, die von alters her an quergespannten Drähten hingen, aber nun elektrisch erhellt wurden, streuten über die Winkel und Häuser der stillen Gassen ein zauberhaftes Licht. Auf dem Marktplatze, vor dem großen, etwas kalten und finsteren Hause der Butti verabschiedete man sich. Die Frauen umarmten und küßten die Braut und das Weinen schien ihnen dabei näher zu stehen als das Lachen. Nur Florentine war gefaßt, was nicht verwunderlich war; denn niemand hatte sie je weinen gesehen. Sie trat zwischen den beiden Butti ins Haus und die schwere Eichentür schloß sich mit einem dumpfen Krachen, da sie Buttis Händen entglitten war. Es klang wie ein Schicksal, unerbittlich und unabänderlich, und es war wie ein dicker Punkt hinter einem abgeschlossenen Kapitel eines Lebens.

XII.

Vom Winde.

In den nächsten Tagen und Wochen kam Florentine noch einige Male ins Doktorhaus herüber. Sie schien zufrieden zu sein und sagte, daß es ihr gut gehe. Dann wurden diese Besuche spärlicher und hörten schließlich ganz auf. Auch Frau Agnes hatte ein paar Besuche gemacht, stellte sie jedoch bald ein, da sie es für unpassend hielt, den jungen Haushalt zu stören.

So ging die Zeit. Der Herbst hing zum letzten Feste seine bunten Fahnen aus. Auf dem See hockten oft bis weit in den Tag hinein die dicken grauen Nebel. Man fing an, mit der Freude hauszuhalten und nahm jeden schönen Tag als ein rechtes Gottesgeschenk dankbar hin, indessen die frühen Abende und kühlen Nächte den häuslichen Kreis allbereits um Tisch und Lampe sammelten. Mancher maß seinen Vorrat an Holz als eine Garantie für die Behaglichkeit des Winters, und die klugen Frauen trachteten darauf, Keller und Vorratskammer mit allem zu füllen, was der Vorsorge dienen mochte.

Nur Kapri tat nichts dergleichen und lebte wie die Grille in der Fabel. Man konnte zwar nicht gerade sagen, daß er seine Geschäfte vernachlässige. Es ging auch ordentlich, wie es schien. Aber es hätte mehr sein können. Die Sache war die, daß Kapri zu unruhig war. Seit Florentines Hochzeit mußte ihm der Teufel vollends in den Leib gefahren sein. Immer war er auf dem Wege und meistens in seinem Schiff. Er zeigte einen vermehrten Eifer für die Fischerei. Es war auch nicht zu leugnen, daß der Fischfang im Herbst am einträglichsten und die Fische um diese Zeit am schmackhaftesten waren. Er versorgte freigebig die ganze Welt damit, vom Doktorhause bis zu den Stadtarmen. Aber, du lieber Gott, war er denn ein Fischer und war er dazu auf die Welt gekommen und ins Dasein gestellt? Und schließlich brauchte er ja hierzu nicht ganze Nächte aufzuwenden, wie er tat, obwohl heimlich genug, so daß es außer seiner Frau niemand merkte. Und diese sagte nichts, aus Gutmütigkeit, und weil sie sich schämte. Aber sie härmte sich in den Nächten, da sie allein war im Dunkel und in der Stille. Wo brachte der Mann seine Nächte zu? Kein Mensch wußte es. Dann und wann erklärte er ihr mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit seinen alten Plan, die große Stadt für seine Liköre zu erobern. Aber sie glaubte nicht recht daran. Und wie die Nebel dichter wurden und die Winde heftiger und rauher, so hatte sie Angst. Einmal war sie mitgefahren auf den See hinaus. Er wollte ihr triumphierend die summierende Kraft von Segel und Motor zeigen. Der Motor nahm auch einen tüchtigen Anlauf, fing aber bald an zu bocken und gelangte nach einigem unregelmäßigem und störrischem Tacktack vollkommen zur Ruhe, aus welcher ihn nichts mehr an diesem Tage zu bringen vermochte. Ein Basarstück und Spielerei, war er mehr Hemmung als Antrieb, mehr Last als Kraft und das Ganze kaum mehr als eine spielerische Narrheit.

Nach einer Reihe von schönen Tagen mit Marienfäden und blauem Himmel kamen Regen und Frost und graue Tage, die Frau Agnes einen tüchtigen Schnupfen mitbrachten, so daß sie meistens mit gezücktem Schnupftuche herumging. Der Doktor verordnete Tee als schweißtreibendes Mittel und Bettruhe. Indessen duldete ihre Energie keine solch umfassende Besorgnis. Sie nahm wohl Tee, verachtete aber das Bett am Tage, als „Faulbett", wie sie sagte. Die Sache war jedoch nicht zum Spaßen. Die katarrhalischen Erscheinungen verstärkten sich und stiegen in die Bronchien hinab. Und endlich legte sie das Fieber dorthin, wo sie nach der Meinung des Doktors längst hingehörte.

Frühling bei Wengen.

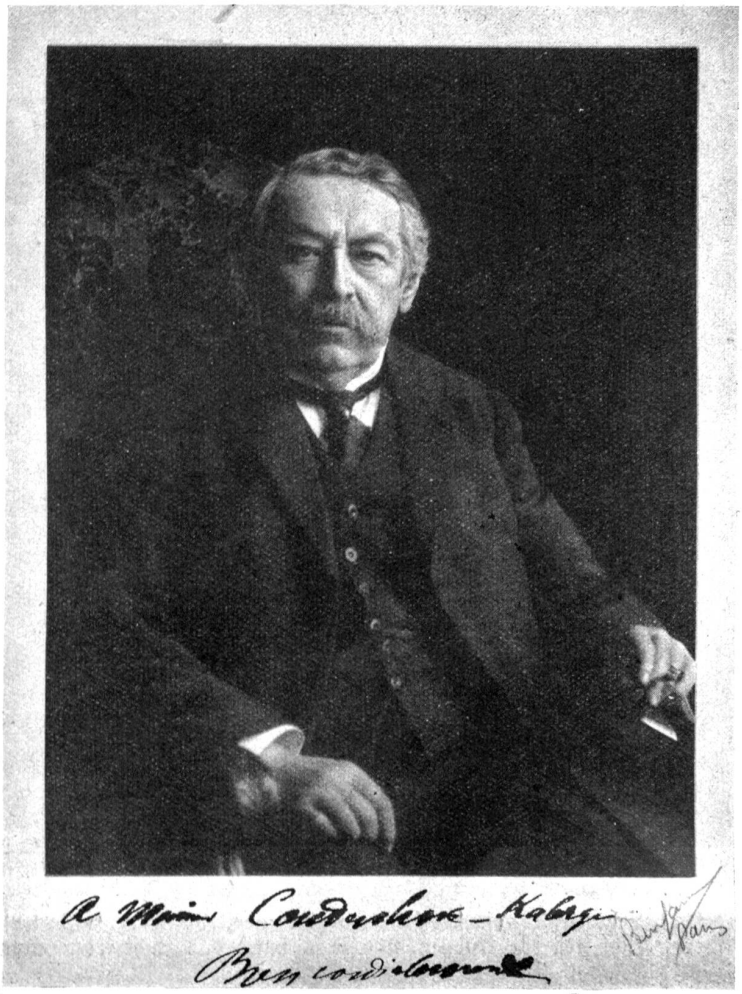
Währenddessen schlug das Wetter wieder um. Der Föhn klärte den Himmel, daß er in der Höhe das wunderbarste Blau, in der Ferne aber, wo weißgraue Wolken wie Wildgänse dahin zogen und die Tiefe des Himmels schatteten, ein merkwürdiges Apfelgrün zeigte. Es war wie im jungen Frühling.

Dann kam der Wind. Man konnte es auch Sturm heißen. Niemand ging ohne Ursache vor seine Tür. Man blieb lieber in der Stube und schaute durch das geschlossene Fenster in den Graus hinaus, wobei einem durch den Kontrast die eigene, wohlgeborgene Sicherheit so recht angenehm zum Bewußtsein kam. „Ach, Herrje! Sieh doch, August, es ist zum Totlachen", sagte dann wohl eine muntere Frau zu ihrem Mann und wies auf einen anderen Mann unten auf der Straße, dem der Wind den Hut entführt hatte. Er rannte ihm nach, mit Fliegenbeinen und natürlich mit Wut und Haß und Hast. Aber der Hut war wie ein Kobold, wartete, bis er beinahe erreicht und eingeholt war und rollte dann plötzlich um so munterer dahin, durch Straßenschmutz und Pfützen, bis ihn der Mann endlich mit einem wilden Fußtritt hielt und völlig ruinierte. Die Frau hinter dem Fenster schluchzte vor Lachen: „Ach, August! Ich sterbe!" und bewies damit, daß die Schadenfreude die reinste Freude und ein Urgefühl ist.

Indessen hatte August gar nicht hingesehen. Er hatte anderes und, wie ihm deuchte, Erfreulicheres zu tun, denn der Wind fuhr einer jungen Frau in die Röcke. Der Mensch war wohl von jener verächtlichen Sorte, die zur Sommerszeit gegen die Sonne stehen, wenn Mädchen und Frauen in schleierdünnen Röcken wohlig durchwärmt mit elastischen Schritten einhergehen, um sie so durch das Licht transparent und durchröntget zu sehen.

Aber der Wind hatte anderes zu tun, als solch nichtsnutzigen Lüsten zu dienen. Er reinigte die Straßen und Gassen. Nicht wie Herkules. Es mag zwar zuweilen eine richtige Heldentat sein, einen Stall zu reinigen. Manchmal auch nicht. Uebrigens war diese Stadt kein Stall und jenes ist auch nur ein Märchen. Der Wind reinigte sie auch nicht wie ein Abenteurer und Gewalthaber, der einfach Kanonen oben in der Straße aufstellt. Er reinigte sie wie ein Philosoph, mit dem grausigen Humor des Todes. Still! Wer spricht vom Tod? Es gibt Menschen, welche zittern, wenn sie ihn nur nennen hören. Uebrigens kommt er auch immer erst zuletzt. Nein, der Wind tat seine Arbeit ohne Heimlichkeit und Tücke. Er ging mit vollem Blasen durch die Gassen, nahm hier ein Heftlein mit, das ein Unordentlicher vollgekritzelt und weggeworfen, fand dort eine Seite aus einem Geschichtenbuch, entführte ein Börsenblatt und nahm aus einem offenen Fenster ein Notenblatt mit einem Lied dazu. Er warf erst zum Spaß alle vier als fliegende Blätter in die Luft und fegte sie darauf in eine stille Ecke, wo sie einträchtig vereint liegen blieben. Freiheit in der Luft und Gleichheit im Winkel. Was brauchte der Wind ein Börsenblatt! Er machte selbst Geschäfte und setzte vor allem die Glaser in Arbeit und Brot. Was sollten ihm Noten! Er machte eigene Musik, von den hohen Tönen eines wimmernden Kindes bis zu dem tiefen Geheul der Besessenen. Er brauchte auch kein Blatt aus einem Geschichtenbuch, denn er machte selbst Geschichten, und was für welche.

Die quergespannten Straßenlaternen gebärdeten sich wie



betrunkene Seiltänzer, allerdings unter, statt über dem Seil. Busch und Baum und mancher klägliche hohle Halm beugten sich im Winde bis zur Erde, standen wieder auf, starr und steif und stolz, und beugten sich von neuem wie Stehaufmännchen. Es war ein possenhaftes Spiel. Aber auch in der Posse kann man nebst dem Spaß noch etwas lernen, und in dieser Posse vom Seiltänzer und Stehaufmännchen besonders die Streber. Vielleicht aber auch andere. Taten doch Halm und Busch und Baum wie eine Seele, die ein Leben lang zwischen Angst und Stolz sich schwankend beugt, bis sie erlöst entflieht. (Fortsetzung folgt.)

Paneuropa.

Wir erleben es täglich: Was gestern noch eine Utopie zu sein schien, ist heute schon Wirklichkeit geworden. Wir erleben es, daß über Nacht die älteste Monarchie der Welt, Spanien, zur Republik wird; und doch glaubten wir, daß diese Möglichkeit noch in weiter Ferne schwebe; urplötzlich ist sie Tatsache geworden; die Welt hat sich damit abgefunden.

Paneuropa: Heute noch ein politisches Gebilde mit wagen Umrissen, in einer Wolke von ungelösten Problemen steckend; morgen gehört der Begriff zu den Selbstverständlichkeiten, die jedes Lehrbuch und jedes Lexikon erörtert, ist Paneuropa eine Realität von weltbewegender Bedeutung geworden.

Der Name ist von Pan-Amerika entlehnt, worunter man bekanntlich den losen Pakt der amerikanischen Staaten, der die Monroedoktrin garantieren soll, versteht. Paneuropa steht als politisches Schlagwort in Konkurrenz mit den „Vereinigten Staaten Europas", die auf gleiche Stufe mit den „Vereinigten Staaten von Nordamerika", den „Vereinigten Staaten von Mexiko", von Südafrika, von Australien usw. zu stellen wären. Paneuropa steht eine Stufe tiefer, erstrebt keine so enge Verbindung unter den europäischen Nationen; es möchte diese bloß einigen zur Wahrung gemeineuropäischer Interessen, ohne die nationalen Souveränitäten in einem berechtigten Punkte zu schädigen. Es ist eine Vorstufe zu jenem höheren Staatsgebilde und jedenfalls eher zu verwirklichen als dieses.

Ist Paneuropa eine höhere Notwendigkeit? Ariſt Briand und mit ihm andere Staatsmänner, die europäisch fühlen wie Streesemann und Benesch, bejahen diese Frage. Mit ihnen Hunderttausende von einsichtsvollen und vorurteilsfreien Menschen. Der Wiener Schriftsteller Graf Coudenhove-Kalergi hat als erster das Paneuropa-Problem aufgegriffen und ihm eine Formulierung gegeben, die als Grundlage für eine Besprechung auf breitester Basis dienlich ist. Gestützt auf seine Bücher „Paneuropa", „Kampf um Paneuropa", „Held oder Heiliger?" entstand eine Paneuropabewegung, die bereits Tausende von begeisterten Anhängern und Förderern in allen Ländern Europas zählt. Eine Paneuropa Union, mit Coudenhove-Kalergi als Leiter und der Wiener Hofburg als Zentrale, faßt die Kräfte der Bewegung zusammen.

Was wartet Europa, wenn Paneuropa nicht verwirklicht werden kann? Drei Gefahren steigen drohend am Horizonte auf: ein neuer Weltkrieg, die wirtschaftliche Verelendung und der Bolschewismus. Alle drei hangen in Ursache und Wirkung zusammen und bedingen sich gegenseitig, wie ihre zeitliche Reihenfolge auch sein mag. Ein neuer Krieg, mit Flieger-Giftgasbomben auf Städte und Dörfer, bringt ein zerstörtes Europa mit nachfolgendem Massenelend und Bolschewismus. Die verewigte Wirtschaftskrise ruft dem Kommunismus, und dieser wiederum bedeutet Krieg, so wie der Bolschewismus, wenn er morgen über Europa aufstünde, mit seinem unausweichlichen Gefolge von Krieg und Hungersnot die westliche Kultur zugrunde richten müßte. Es gilt also, diese drei Gefahren zu bannen, und das kann nur geschehen, wenn Europa sich einigt und zusammenschließt.

Die Kriegsgefahr! Sie ist eine Tatsache, die scharf genug beleuchtet wird durch die Rüstungszahlen. Es stehen heute sehr viel mehr Krieger gerüstet da — und wie ausgerüstet mit Tanks, Flugzeugen, Giftgasfabriken! — als im Jahre 1914. Die Nationalisten aller Länder brennen darauf, die Lunte ans Dynamitfaß zu legen. Daß dabei auch ihr eigenes Vaterland mit in die Luft fliegen wird, ignorieren diese verbrecherischen Schwachköpfe. Im Grunde sind ihrer nur wenige, aber die Furcht und Verzagtheit der großen Masse macht sie so gefährlich. Ihr Bramarbasieren erscheint mit der Brille der Furcht gesehen als Landesgefahr, gegen die man rüsten muß; und die Rüstungsindustrie schürt den Rüstungswahn mit teuflischem Behagen, indem sie bald da bald dort eine vergoldete Zeitungsente auffliegen läßt, die Nachrichten bringt von der Rüstung der — andern.

In einem geeinigten Europa wäre es möglich, die Furchtpsychose, die der Rüstungsindustrie immer neue Aufträge gibt, wirksam zu bekämpfen. Paneuropa hätte die Möglichkeit, die internationale Kapitalgruppe, die dem Kriegsmoloch die heiligsten Güter der Menschheit zu opfern